

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Undine Zimmer
Nicht von schlechten Eltern
Meine Hartz-IV-Familie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

KAPITEL EINS »Trau dich!«

In dem es um eine Studentin mit Abschluss geht, die statt Aufbruchsstimmung eine große Müdigkeit verspürt und sich damit auseinandersetzen muss, dass selbst die Zukunft noch von der Vergangenheit bestimmt wird. 13

KAPITEL ZWEI Eine Wohnung ohne Selbstbewusstsein

In dem es um die vier Wände geht, in denen ich groß geworden bin, die Trennung zwischen Wohn- und Schlaf- und Esszimmer etwas Unnatürliches ist und sich nach unserem Umzug bei mir eine innere Heimatlosigkeit einstellt. 26

KAPITEL DREI Es zählt, was fehlt

In dem ich Schlittschuhfahren und Sonntagsessen nicht mit meinen Eltern, sondern in den Familien meiner Freunde kenne lerne und das Angebot meiner Mutter »Wir können ja spazieren gehen« genervt ablehne. 36

KAPITEL VIER »Iss doch einen Apfel!«

Erklärt, woher meine tiefe Abneigung gegen Haferflocken kommt, warum leere Keksdosen Begehrlichkeiten wecken und mein erster Burger eine Geschichte für sich ist. 45

KAPITEL FÜNF Klassenkampf oder Stille Wasser sind tief

Handelt von Schultüten und Hausaufgaben, von peinlichen, aber auch erhellenden Tagebucheinträgen, von Selbstzweifeln

und der Weigerung meiner Mutter, auf Elternabende zu gehen. 56

KAPITEL SECHS Der Träumer

In dem mein Vater oft zu spät kommt, ich ihm trotzdem eines Tages eine Zigarette anzünde und er nach Moskau und Afghanistan reist, obwohl er sich schon für einen »Tattergreis« hält. 67

KAPITEL SIEBEN O Du Schreckliche

Handelt von misslungenen Geburtstagspartys, einem selbstgebastelten Faschingskostüm, das kein Frosch sein soll, und von Geschenken, die sich nur selten an die Feiertage halten. 80

KAPITEL ACHT Die Empfindsame

In dem es um meine alleinerziehende Mutter geht, um Nachkriegskindheiten und darum, dass selbst große Anstrengungen nicht immer zum gewünschten Ergebnis führen. 95

KAPITEL NEUN »Sind wir arm?«

In dem ich mich frage, wie meine Mutter es geschafft hat, mich glauben zu lassen, dass die »Armen« andere Leute als wir sind. 113

KAPITEL ZEHN Die zertanzten Schuhe

In dem es für meine Mutter selbstverständlich ist, an sich zu sparen, damit ich – ganz nach bürgerlichem Ideal – Klarinette lernen und zum Ballett gehen kann. 122

KAPITEL ELF Wie Asterix Rom erobert hat

In dem es um kafkaeske Zustände beim Arbeitsamt geht, um

*Wortungetüme, Herzklopfen und viele nette, aber überarbeitete
Sachbearbeiter und ich einmal richtig sauer werde.* 132

KAPITEL ZWÖLF Gurkensalat oder Die fremde Familie

*In dem meine Oma beleidigt ist, mein Vater als »Loser« gilt
und ich darüber nachdenke, warum die Familien meiner Eltern
in meinem Leben vor allem abwesend sind.* 141

KAPITEL DREIZEHN Wartenummer 072

*In dem mein Vater versucht, Kurierdienstfahrer zu werden.
Und ein kompliziertes System von Vermittlungs- und Kom-
munikationsfehlern zu keinem Ergebnis führt.* 150

KAPITEL VIERZEHN Vom Wurm und dem unsichtbaren

Drachen namens Ohnmacht

*In dem das Gefühl der Ohnmacht der unbesiegbare Drache
ist, gegen den meine Mutter jeden Tag ins Feld zieht, während
mein Vater versucht, aus sicherer Entfernung mit ihm fertig zu
werden.* 163

KAPITEL FÜNFZEHN Absparen und vernünftig sein

*In dem es um das Privileg eines Dispokredits geht, das Vokabu-
lar des Sparens und um Sehnsuchtsgegenstände, deren Kauf
keinen Aufschub duldet.* 173

KAPITEL SECHZEHN Von der anstrengenden Kunst, sich zu assimilieren

*In dem ich mit sechzehn Jahren zu Hause ausziehe und mir
Schule zum ersten Mal Spaß macht, obwohl ich eine »Außen-
seiterin« bleibe.* 184

KAPITEL SIEBZEHN Schampus oder Shampoo

Erzählt von dem Scheitern einer klassenübergreifenden Freundschaft und von den vielen verschiedenen Bedeutungen der Aussage »Ich habe kein Geld«. 201

KAPITEL ACHTZEHN »Ihr Kontostand: Soll EUR 16537,60«

In dem ich auf mein abgeschlossenes Studium und einen riesigen Schuldenberg blicke und mich frage: Was nun? 210

KAPITEL NEUNZEHN Bunter Vogel mit Versagensängsten

In dem es um launische Professoren, die Fallen des Smalltalks und meinen Hartz-IV-Komplex geht, die mich auf der Suche nach einem Ort begleiten, an dem ich als »normal« gelte. 220

KAPITEL ZWANZIG Windschiefe Vorbilder

Handelt von meiner sentimentalsten Beziehung zu Autos, von einer traurigen Hochzeit und wie mich die Suche nach richtigen Vorbildern dazu führt, dass ich meine Eltern verteidige. 233

KAPITEL EINUNDZWANZIG Zwischen den Welten. Ein Epilog

In dem ein fast fertiges Buch immer wieder besprochen wird, mein Vater sich ein letztes Mal aufregt und einige wichtige Fragen, die nichts an Aktualität eingebüßt haben, immer noch auf ihre Antwort warten. 244

KAPITEL EINS

»Trau dich!«

In dem es um eine Studentin mit Abschluss geht, die statt Aufbruchsstimmung eine große Müdigkeit verspürt und sich damit auseinandersetzen muss, dass selbst die Zukunft noch von der Vergangenheit bestimmt wird.

Meine Mutter hat mir beigebracht, dass in diesem Land jeder die gleichen Chancen hat. Sie hat mich dazu ermutigt zu träumen. Obwohl sie sich in den Warteräumen des Jobcenters nicht als vollwertiger Mensch und oft hilflos fühlte, habe ich sie nie auf andere oder auf den Staat schimpfen hören. »Du kannst alles im Leben erreichen, was du willst«, hat sie zu mir immer gesagt – obwohl sie wusste, dass sie mir dann irgendwann bei den Hausaufgaben nicht mehr würde helfen können, obwohl sie nachts von all den Leckereien träumte, die nie in unserem Einkaufswagen lagen.

Hartz-IV-Empfänger gelten in der Öffentlichkeit allzu oft als Jammerlappen, Flaschensammler, gewaltbereite junge Männer, sie werden eher als »Asoziale« wahrgenommen denn als Mitbürger. Oder man führt sie in Talkshows und Reportagen als traurige Helden vor, als tapfere Alleinerziehende, als unfreiwillige Frührentner oder als arme Selbstständige, die ohne Schuld in Not geraten sind und um das Recht auf ihr Auto kämpfen.

Meine Eltern gehören weder zur einen noch zur anderen Gruppe: Sie haben ein mittleres Bildungsniveau, sie legen Wert auf gesunde Ernährung und sie hören Kulturradio. Womöglich sind sie nicht die Einzigen.

★

Als ich das erste Mal neben meiner Mutter auf der breiten Holzbank eines Wartesaals saß, war ich noch nicht einmal drei Jahre alt und meine Mutter schon arbeitslos. Ich war noch sehr klein, aber ich erinnere mich an die weite Steinhalle, so endlos wie die Wartezeit, an dröhnende Lautsprecher und daran, dass meine Mutter geweint hat. Damals, 1981, war das Sozialamt im Künstlerhaus Bethanien am Mariannenplatz in Kreuzberg untergebracht. Es war schmutzig und es wurde viel geraucht. Eine Spielecke für Kinder gab es nicht. Die Lautsprecherdurchsagen waren so unverständlich, dass meine Mutter die ganze Zeit Angst hatte, vor lauter Rauschen ihren Namen zu überhören.

Wir hatten schon lange gewartet, vielleicht eine Stunde, vielleicht zwei Stunden. Also hat sie zaghaft an eine Tür geklopft, um nachzufragen, ob sie vielleicht doch schon aufgerufen wurde. Hinter der Tür hatte der Sachbearbeiter gerade seine Stullen ausgepackt und die Zeitung aufgeschlagen. Er hat sie gleich angeschnauzt. Da hat sie angefangen zu weinen.

Meine Eltern waren, solange ich denken kann, Langzeitarbeitslose: Eine alleinerziehende Mutter und ein geschiedener Vater und Aufstocker, der als Taxifahrer weniger verdiente als ich mit meinen schlecht bezahlten Studentenjobs. Mittlerweile sind sie beide über sechzig und erhalten eine

kleine Rente mit ergänzender Sozialhilfe. Leider ist keinem von beiden die sogenannte »Integration in den Arbeitsmarkt« gelungen. An der Zahl der Bewerbungen, einem mangelnden Wunsch nach Unabhängigkeit und Arbeit lag das nicht.

Für mich gehören meine Eltern zu jenen unsichtbaren Helden, die in unserem Land jeden Tag um ihr soziales Überleben kämpfen. Im Vergleich zur Mehrheit haben sie in diesem Kampf eine schlechte Ausgangsposition. Sie haben sich, obwohl sie sich oft erniedrigt fühlten, ihre Würde bewahrt. Trotzdem beeinflusst die Sozialhilfe bis heute ihr Leben und damit auch meins.



Als man mich zu Beginn meiner Hospitation beim *Zeit-Magazin* fragte, was ich denn an Themenvorschlägen parat habe, war der Vorschlag, über meine langzeitarbeitslosen Eltern zu schreiben, eine Verlegenheitslösung. Die spontane begeisterte Reaktion war die erste Überraschung. Beim Schreiben überkamen mich immer wieder Zweifel; ob das Thema jemanden interessieren würde, ob ich genug zu erzählen hätte, ob ich überhaupt die geeignete Person bin, etwas zum Thema Armut zu sagen. Meine Bekannten verstanden auch anfangs nicht, was ich da genau berichten wollte. Was sollte an mir so anders sein? Sie konnten keinen Unterschied sehen. Bis der Text druckfertig war, ging er einige Male zwischen mir und meiner Redakteurin hin und her. Ein paarmal war ich kurz davor, das Projekt zurückzuziehen. Dann dauerte es Monate, und ich dachte schon, die Redaktion hätte es sich anders überlegt. Als ich

nachfragte, kam die zweite Überraschung: Der Text sei für den Titel eingeplant. Typisch, dachte ich, entweder verschwinde ich ganz in der Menge oder ich falle richtig aus der Reihe. Einfach »normal« scheint es für mich nicht zu geben. Als der Text endlich erschien, war meine Mutter am nervösesten. Doch die Reaktionen aus der Redaktion hätten nicht lobender und von den Lesern nicht anrührender sein können. Ich hatte einen Ton getroffen, mit dem beide Seiten – Beobachter und Betroffene – etwas anfangen konnten. Im folgenden Frühjahr 2012 stand ich, eine Anfängerin und Außenseiterin, plötzlich mit meinem ersten großen Text auf der Nominiertenliste für den Henri-Nannen-Preis, einen der bekanntesten Journalistenpreise in Deutschland. Ich fand es einfach nur skurril. Den Preis habe ich zwar nicht bekommen, aber, was für mich persönlich die wichtigere Auszeichnung war, einen Buchvertrag. Dann erst war ich sicher, ich hatte doch etwas zu erzählen.

★

Ich bin mit 16 Jahren von zu Hause ausgezogen. Ich war unter den 38,5 Prozent der Studierenden, die den BAföG-Höchstsatz ohne weitere Nachfragen bekommen haben. In meiner Familie gab es kein Haus, kein Auto, keine Ersparnisse, die angerechnet werden konnten. Es gab nur Sozialhilfe, wie es damals noch hieß. Ich habe als Erste in meiner Familie ein Studium abgeschlossen und habe jetzt jede Menge Bildungsschulden. Statistisch gesehen bin ich mit dem Karrierefahrstuhl nach oben gefahren. Als Akademikerin Teil des ach-so-vielversprechenden Potentials der Nation, hochqualifiziert, mit einem guten, aber mitt-

lerweile zum Aussterben verurteilten Magisterabschluss, vier Fremdsprachen und jeder Menge Erfahrung. Ich könnte sagen: Ich habe es geschafft!

Eigentlich sollte die Vergangenheit meiner Eltern jetzt keine Rolle mehr spielen. Meine Situation zeigt mir, dass die Realität anders aussieht. Gerade wenn es um die Zukunft geht, wird die Herkunft plötzlich wichtig. Ich habe nur das Versprechen der Chancengleichheit ernst genommen und versucht, im Berufsleben Fuß zu fassen. Ich werde, zu meiner Überraschung, als etwas Besonderes wahrgenommen. Dass ich über meine persönlichen Erfahrungen und meine Herkunft offen spreche, ist offensichtlich immer noch ungewöhnlich. Ich dachte, wir wären längst weiter.

Ich habe mich nie dafür geschämt, woher ich komme und wer ich bin. Ich habe nie versucht zu verstecken, dass meine Eltern geschieden sind, mein Vater Taxifahrer war und meine Mutter zu Hause blieb. Genauso wenig habe ich mich dafür geschämt, dass ich nach meinem Studienabschluss in einem Charlottenburger Café kellnerte statt im Akkord Bewerbungen zu schreiben. Da bekamen meine Kommilitonen ihre ersten – natürlich befristeten – Jobs, promovierten oder stellten ihren Antrag für Hartz IV. Ich wollte auf keinen Fall zum Jobcenter gehen. Ich war 29 und mit meinem monatlichen Kellner-Lohn war ich auf niemanden angewiesen, konnte die Miete für meine kleine Einzimmerwohnung bezahlen und endlich meinen Führerschein machen.

In meinem Café fühlte ich mich zu Hause. Meistens lehnte ich an dem dunklen Holztresen und wartete auf Gäste. Hinter meinem Rücken standen in den verspiegelten Regalen Biergläser, Sekttulpen, Kaffeetassen, süße

Sirups, grüne und braune Likörflaschen, Aperitifs und amerikanische wie schottische Whiskys, die ich endlich zu unterscheiden gelernt hatte. Das Herzstück des wohnzimmergroßen Raumes war die Kaffeemaschine, rechts hinter dem Tresen, mein treuer Begleiter durch den Tag. Ich hatte alles, was ich brauchte: eine Arbeit, die mir leicht von der Hand ging, meinen Latte macchiato, ein Sandwich und meine Lieblingsgäste. Alles Wissen, das keinen praktischen Gebrauchswert hatte, war hier überflüssig. Das gefiel mir.

Das Café ist eins dieser alten Westberliner Cafés zwischen dem bohemienhaften Savignyplatz und der rummeligen Fußgängerzone Wilmersdorfer Straße. Seit der jetzige Chef die ehemalige Studentenklause vor fünfzehn Jahren übernahm, haben sich im Gasträum nur Kleinigkeiten verändert. Ein neuer Kleiderhaken, nach zehn Jahren eine Uhr, neue Klodeckel.

Die meisten Gäste sind Stammgäste: Kiezkönige, Journalisten, Künstler, Arbeitslose, Makler und pensionierte Lehrer mit ihren Schoßhunden. Sie kommen fast jeden Tag, sitzen ein paar Stunden an den kleinen runden Holztischen, am liebsten neben der halbvertrockneten Topfpflanze an der großen Fensterfront und trinken immer den gleichen Kaffee.

Im Sommer trugen wir die kleinen Tische mit den eingebrannten Blumenmustern und den gusseisernen Tischbeinen nach draußen. Jedes Frühjahr kam jemand und wollte sie kaufen. Ich servierte lächelnd weiße Milchschaumberge, garniert mit schlagfertigen Kommentaren, und fühlte mich selbst wie eine kleine Kiezgröße in meinem Quartier. Andererseits war es angenehm, dass dort niemand wusste, wer ich bin, was ich studiert hatte, wovon ich träumte und was

ich bisher gesehen hatte. Es war nicht wichtig. Wichtig war nur der Milchschaum.

An einem Sommertag saß plötzlich eine ehemalige Vorgesetzte aus der Literaturbranche in einem der Korbstühle. Bei ihr hatte ich als Schwedisch-Studentin ein Praktikum gemacht und später in ihrem Büro ausgeholfen. Danach waren wir uns nur noch einmal bei einem Empfang in den nordischen Botschaften begegnet. Meine Pläne, in der Literaturbranche zu arbeiten, hatten sich seit diesem Treffen in Luft aufgelöst. Ich hatte zwar entsprechende Praktika absolviert und auch gute Zeugnisse bekommen, aber kein Jobangebot.

»Guten Tag, haben Sie schon einen Wunsch?« Ich reichte ihr die kleine gelbe Karte, die ich eigenhändig für das Café gestaltet hatte.

»Was machst du denn hier?« Sie schaute mich überrascht an.

»Na, ich arbeite hier«, sagte ich und setzte mein souveränes, breites Kellnerlächeln auf. In Wahrheit aber fiel es mir in diesem Moment schwer, Haltung zu bewahren und einen lockeren Witz zu machen. Da gab es dieses Abschätzige in ihrem Blick, mit dem alle brotlosen Geisteswissenschaftler bedacht werden. Ein Blick, der fragt: Hast du *dafür* studiert? Für einen Job als Kellnerin? War es das schon für dich?

»Du bist das einzig Vernünftige, das wir hingekriegt haben«, hat mein Vater einmal halb scherzhaft zu mir gesagt. »Du machst alles viel besser als ich damals, du bist stärker, dein Leben wird anders verlaufen.« Meine Eltern wissen nicht, dass ich mich eigentlich nie stark genug fühle. Wenn ich Probleme habe, kann ich ihnen nicht gleich davon erzählen. Erst wenn ich sie schon gelöst habe. Sonst machen

sie mich noch nervöser, als ich ohnehin schon bin, und ich muss sie auch noch wegen meiner Sorgen trösten.

Dabei bin ich oft unsicher. Ich habe zu Ende studiert und immer hart gearbeitet, habe aber nie das Gefühl, genug geleistet zu haben. Oder dazuzugehören. Immer lande ich irgendwo dazwischen und passe nirgendwo richtig hin. Nicht zu den Intellektuellen, nicht zu den Proleten, nicht zu den Versagern, nicht zu den Erfolgreichen. Manchmal stehe ich minutenlang wie angewurzelt an einer Kreuzung und weiß nicht, wohin. Manchmal laufen mir mitten in der Stadt die Tränen über die Wangen. Und immer ist die Angst da, dass auch ich alles verlieren könnte, bevor ich irgendwo angekommen bin. Dass ich trotz aller Anstrengung irgendwann versagen könnte und das Leben meiner Eltern leben müsste. Diese Angst verfolgt mich. Als ich in meinem Café arbeitete, konnte ich sie vergessen.

Mein unerwarteter Gast bestellte nur einen Kaffee für sich und ihre Begleitung. Wir unterhielten uns nicht weiter, nicht übers Wetter und nicht darüber, wie ich hier gelandet war und was ich sonst so mache. Zum Abschied musterte meine ehemalige Chefin mich noch einmal und ließ mich mit einem »Trau dich!« zurück.

★

Dieses »Trau dich!« begleitet mich seitdem. Es hatte mich in einer höchst zwiespältigen Situation erwischt. Jetzt, da es endlich losgehen sollte, mich keine wissenschaftlichen Spitzfindigkeiten und Studienordnungen mehr daran hinderten, aufzubrechen, meine Interessen zu einem Job und zu Geld zu machen, fühlte ich mich ausgelaugt. »Wenn

man mir meinen Traumjob jetzt anbieten würde«, sagte ich nach einem Jahr strapaziöser Abschlussprüfungen zu meiner besten Freundin, »würde ich ihn nicht haben wollen.« Und das, obwohl ich ständig fieberhaft überlegte, wie meine Zukunft aussehen könnte.

Hatte ich meine Chancen bereits verpasst? Die Zeit verträumt? Stundenlang am Tisch sitzen, nachdenken, schreiben lernen, sich bilden – das schien mir nicht mehr die Aussicht auf ein besseres Leben zu eröffnen, sondern ein Luxus zu sein, von dem niemand einen konkreten Nutzen hat. Meine alten Ideale, die Liebe zur Literatur, kamen mir inzwischen lächerlich vor. Wer bin ich schon, dachte ich.

Vielleicht hat die Auseinandersetzung mit meiner Herkunft damals angefangen. Ich wollte wissen, was mich als »Hartz-IV-Kind« von anderen unterscheidet. Ist es die Verzagttheit, mit der ich seither durchs Leben gehe? Es heißt oft, dass Kinder von Sozialhilfeempfängern ihrerseits zu Beitragsempfängern heranwachsen, weil ihnen die Bildung fehle oder die Fähigkeit, morgens aufzustehen. Ist es die Angst, dass sich alles wiederholt?

Heute redet alle Welt über Hartz IV. Die Menschen glauben, dank der Supernanny das Leben am Existenzminimum zu kennen – und haben doch keine Ahnung. Genauso wenig wie die Studenten, die sich nach der Uni ein paar Monate arbeitslos melden, bis sie den nächsten Job haben. So wie der Entwicklungshelfer nur zu Gast in der »Dritten Welt« ist, so haben auch sie das Rückfahrticket immer in der Tasche.

Ein Kind von Langzeitarbeitslosen zu sein kann viel bedeuten. Am prägendsten sind vor allem die fehlenden Erfahrungen – wie ein Familienurlaub ist, wie gut ein Sonn-

tagessen schmecken kann und wie hilfreich in manchen Situationen spendable Patentanten doch sein können. Am heftigsten vermisst man jemanden an seiner Seite, der einem jenes Grundvertrauen einflößt, das andere schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Denn auch Chancen brauchen Mut und meist auch etwas Geld. Das fehlt aber. Geigenunterricht? Braucht eine Geige. Besuch im Technik-Museum? Kostet Eintritt. Bildung durch Reisen? Unbezahlbar. Umso mehr bewundere ich an meiner Mutter, dass sie es immer wieder schaffte, mir Erfahrungen zu ermöglichen, die andere Hartz-IV-Kinder wohl kaum machen können: Ich erhielt Klarinettenunterricht, ich nahm Ballettstunden, ich machte mein Abitur im Ausland.

Meine Mutter hat sich, als sie schon Jahre lang arbeitslos war, einen Computer gekauft. Eine teure Anschaffung. Wozu brauchen Arbeitslose Computer und Internet? Sind Flachbildschirme und MP3-Player denn nicht bloße Statussymbole? Dabei sind die multimediale Welt und das Internet die besten und billigsten Werkzeuge, um Anschluss zu finden, teilzuhaben, sich weiterzubilden, um vielleicht sogar der so gern beschworenen Chancengleichheit zumindest näherzukommen. Aber Arbeitslose dürfen noch lange nicht, was andere Menschen dürfen. Sie dürfen nicht einmal die Stadt verlassen, die nächste Vorladung könnte jeden Tag im Briefkasten liegen. Jede Ausnahme muss akribisch beantragt und begründet werden. Man muss für jede Entscheidung eine Rechtfertigung parat haben. Immer. Das kriecht ins Denken.

Nichts wird in den Medien so gern diskutiert wie der Speiseplan für Hartz-IVler und ihre vermeintliche Vorliebe für Fastfood. Ich kann nur sagen, dass wir eigentlich nie

Geld für Burger übrig hatten. Bei uns gab es auch selten Zucchini oder Auberginen, und Besuche beim Bäcker waren fast schon ein kleiner Luxus. Aber Äpfel waren immer da und Möhren. Vielleicht waren wir die Ausnahme. Meine Mutter legte Wert auf »gesunde Ernährung« – aber auch dazu gehört Wissen, gehört Bildung.

Ich habe mir früher nie viele Gedanken darüber gemacht, dass wir weniger hatten als andere. Ich habe nie darüber gegrübelt, was die Situation meiner Eltern für meine Zukunft bedeuten könnte. Im Falkenhagener Feld in Berlin-Spandau, wo ich zur Schule ging, gab es viele Sozialwohnungen und Hochhäuser. Hier wohnten überwiegend Arbeiterfamilien, Linke, polnische und türkische Familien. Von ihren Kindern habe ich mich äußerlich nicht besonders unterschieden. Für mich gab es allerdings einen wesentlichen Unterschied: Manche hatten ein Auto, andere nicht. Wir gehörten zu den anderen.

Heute weiß ich, dass der Satz »Wir haben kein Geld« das ganze Leben und Denken bestimmen kann. Denn letztendlich geht es dabei gar nicht nur um Geld, sondern um Identität und Selbstbewusstsein. Beides geben Eltern an ihre Kinder weiter.